

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 60=80 (1914)

Heft: 11

Artikel: Verjüngungsprobleme

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Betriebes des Wehrdienstes war und diese Militärfreudigkeit einen ganz eigentlichen Charakter hatte, liegt nicht in dunkler Vergangenheit, an allen Ecken und Enden züngelt die alte Auffassung wieder empor aus der Asche.

Die hervorragenden Männer, denen das Volk sein Vertrauen schenkt, können sich nicht täuschen über die Unmöglichkeit zu einem kriegstüchtigen Heere zu kommen, so lange über die Dienstplicht so gedacht werden kann, wie der Bekämpfung der regimentsweisen Rekrutenschulen der Infanterie zugrunde lag.

Herbeiführung ernster Pflichtauffassung, das ist das, was wir zu allererst brauchen. Die Führer des Volkes können da viel helfen. Schon viel ist geholfen, wenn nur die naiven Anhänger der naiven Zustände der guten alten Zeit bei ihnen keinen Schutz finden.

Verjüngungsprobleme.

In Frankreich haben die Armeemanöver im Südwesten mit der Kommandoenthebung eines Korpsführers und anderer hoher Herren ein betrübliches Ende gehabt. Die scheinbar automatisch wirkende Verjüngung durch die Altersgrenze hatte also nicht genügt. Dabei gab es noch ein unrühmliches Nachspiel. Der gemaßregelte Korpskommandant ließ sich die Verleihung des Zylinders außer der Tour nicht so ohne weiteres gefallen. Er griff zur Feder und schlug Lärm in den Zeitungen. Damit wurde die an sich rein militärische Angelegenheit auf das politische Gebiet hinübergespillet. Man witterte regierungsfeindliche Intrigen und die Preßfehde war da, dem Ansehen der Armee keineswegs zum Nutzen. Also Grund genug, die Verjüngungsfrage aufs Tapet zu bringen.

Dazu kam die eine bedeutende Vermehrung der Offiziers- und Unteroffiziersstellen heischende Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit. Es kamen das neue Kadresgesetz und die Besserstellung der Soldverhältnisse. Es machte sich aber auch geltend eine gewisse Abneigung gegen den Offiziersberuf überhaupt. Viele junge Leute wenden sich lieber allen möglichen anderen Beschäftigungen zu, als der Aussicht mit dreißig, vierzig Jahren noch vor ihrem Zuge herumzuhüpfen wie ein Lämmlein auf der Heide. Kein Wunder, wenn darum Verjüngungsprobleme aus dem Boden schossen, wie Pilze nach einem warmen Regenguß.

Die einen verlangen Verjüngung von Grund aus und von oben bis unten. Für sie ist Leitstern das Wort, das Friedrich dem Großen in den Mund gelegt wird: „Der Krieg erfordert eine feurige Jugend“. Sie weisen auf China hin, das um Jahrhunderte zurückgeblieben, weil alles in den Händen einer greisen Mandarinenherrschaft war. Sie bringen damit in Gegensatz die Kriege der Revolution und des Kaiserreichs, in denen an der Spitze kriegsbegeisterter Truppen junge Generale mit jungen Ideen die im Gamaschendienst ergrauten Söldner unter seniler Führung zu Paaren getrieben haben.

Andere bestreben sich auf mittlerer Linie zu bleiben. Ausschließliche Altersbeförderung in den untersten Graden, bei den mittleren Rangstufen ein nach Altersstufen und persönlicher Eignung gemischtes System, für die höchsten Führerstellen ausschließlicher Befähigungsnachweis. Dabei scharfe

Kontrolle der persönlichen und physischen Leistungsfähigkeit, so daß keine Führeranwärter möglich sind, die ein scharfer Galopp aus dem Sattel wirft oder deren Verstandestätigkeit unter langer andauernder Trabbewegung und bei gestörtem Stuhlgang zu leiden droht.

Wieder andere wollen reinliche Scheidung. Muskelflack auf der einen, Kopf und Charakter auf der anderen Seite. Die Erstere ist heute mehr denn je Erfolgsbedingung für das niedere Führertum. Die unteren Chargen haben vornehmlich durch das Beispiel zu wirken. Sie müssen ihre Leute fortreißen zum atemraubenden Sprung unter dem Schwirren gegnerischer Geschosse, in Sonnenbrand und Winterschnee meilenweit neben schweißdunstenden Marschkolonnen dahintippeln. Das erfordert tadellose Lungen und trainierte Beine. Mit erhöhter Löhnnung ist dabei nicht viel zu schaffen. Sie verwöhnt und macht die Armee zu einer Versorgungsanstalt. Wer sich in Friedenszeiten Bequemlichkeiten leisten kann, ist nicht dazu angetan, in kriegerischen Zeitaläufen lächelnden Mundes im schmutzigkalten Schützengraben ein Beispiel der Genügsamkeit zu geben und zufrieden mit seinen Soldaten aus dem gleichen Kochtopf zu naschen. Die beiden Anderen zieren den höheren Führer. Er muß denken, auf dürftiger Unterlage ohne Zaudern und mit sorgenloser Stirne weitgehende Entschlüsse fassen, dieselben in rasche Taten umsetzen. Moralische Tatkraft oben, physische Energie unten! Jede Verjüngung hat nur in diesen Zeichen Berechtigung.

Eine weitere Anschauung, und gewiß nicht die unberechtigte, geht dem „allzu Menschlichen“ zu Leibe. Protektionismus, Komplimentsbeförderungen und schwankende Praxis sollen verschwinden. Auf welche Art und Weise der Verjüngungsprozeß herbeigeführt und sichergestellt wird, kommt weniger in Betracht. Hauptsache ist, daß ungerechte Bevorzugung und kränkende Zurücksetzung so gut wie ausgeschlossen sind, das Spiel persönlicher Liebhabereien und Launen ausgeschaltet bleibt, kleinliche Intrigen und unsaubere Machenschaften keine Wirkung haben. Das verlangt sichere Stabilität des gesamten Beförderungswesens und Konzentration zum mindesten der Vorbereitungen in ein und derselben Hand.

Verjüngungsprojekte und der Schrei nach jugendlichen Führern sind nichts neues unter der Sonne. Sie tauchten auf und machten sich hörbar zu allen Zeiten und bei allen Heeren. Sie besitzen sogar eine gewisse Periodizität, wie Wind und Wetter oder die mageren und die fetten Jahre. Ihr hauptsächlichstes Zuchtgebiet sind lange Friedensjahre. Aber es gibt auch eine künstlich-natürliche Zeugung. Dieselbe ist besonders dort im Schwange, wo genügender Spielraum fehlt und berechtigter und unberechtigter Ehrgeiz sich hart im Raume stoßen. Oft sind es dann einzelne, mehr noch bestimmte Kliquen, die in Verjüngung machen. Bezahlte und unbezahlte Federn werden in Kontribution gesetzt. Der ganze kriegsgeschichtliche Apparat wird mobil gemacht. Passende und unpassende Schlagworte feiern wahre Orgien. Gewöhnlich marschieren dann als abschreckendes Beispiel jene alten preußischen Generale von 1806 auf, die erst den Morgenschweiß abwarten mußten, um überhaupt denk- und bewegungsfähig zu sein, und damit den Aufbruch der Armee um Stunden

verzögerten. Man hört wohl auch das Wort von den jungen Generalen und den grauen Greiadieren. Daß der Marschall von Sachsen seine Schlachten vom Feldstuhl aus gewonnen hat, daß der an seine Sänfte gefesselte Torstenson seiner blitzschnellen Züge wegen gefürchtet war, daß die preußischen Führer von 1866 und 1870 das Schwabenalter längst hinter sich hatten, wird für einige Zeit aus der Geschichte gestrichen, weil es nicht in den Kram paßt. Die Tatsache, daß Moltke mit sechzig Jahren die kühnsten und erfolgreichsten Operationen ersonnen und geleitet hat, wird mit der Phrase abgetan, es sei noch nicht erwiesen, daß ein dreißigjähriger Moltke nicht dasselbe vermocht hätte. Ueberhaupt ist es zu solchen Zeiten, wie wenn die Religionen sich scheiden. Die niedrigsten menschlichen Eigenschaften sind am Werke. Neid, Mißgunst, offene und versteckte Verleumündung haben freien Lauf. Ein Verhalten, das mit allem näher verwandt ist als mit soldatischer Vornehmheit und Offenheit, hat die größten Gewinnchancen. Aus dieser Gesinnung heraus ist jene häßliche und gemeine Definition geprägt worden, deren getreue Befolgung schon Manchem über alle Vordermänner weggeholfen hat: „Disziplin ist die Kunst dauernd dümmer als seine Vorgesetzten zu erscheinen“.

Auch unserem Wehrwesen sind solche Erscheinungen nicht erspart geblieben. In den schweizerischen Kapitulantengrenzregimentern in Holland und Frankreich, in Spanien und Neapel sind Beförderungsneid und Verjüngungsintrigen ständig zu Gast gewesen. Natürliche und künstliche Verjüngungszucht ist bei uns ab und zu betrieben worden. Letztere namentlich dann, wenn der eine oder andere gefunden hat, es sei jetzt wieder an der Zeit etwas höher zu kommen und hiezu nötig etwas Feuer zu unterlegen. Nach Ambra und Rosenholz hat es hiebei auch nicht immer geduftet. Doch bleibe diese künstliche Zuchtwahl mit ihren unsoldatischen Mißgeburten bei Seite.

Gewöhnlich, wenn in anderen Heeren aus ganz natürlichen und zwingenden Gründen die Verjüngungskommissionen am Werke waren, ist auch für unsere Armee die gleiche Frage aufgerollt worden, bald schüchterner, bald aufdringlicher. Das war und ist bei Vielen ehrliche Ueberzeugung, Selbstsucht und niedere Motive völlig ausgeschlossen. Aber eine andere Frage ist, ob die Verjüngung bei uns ebenso Bedürfnis, wie sie es zu gegebenen Zeiten in Deutschland, Oesterreich und Rußland gewesen ist und in Frankreich zur Stunde sein mag.

Jedes Heerwesen bedarf einer gewissen Stetigkeit, einer sicheren Stabilität, ja in vielen Beziehungen bringt konservatives Beharren weniger Schaden, als sprunghafte Neuerungssucht, die sich oft nur in belanglosen Nichtigkeiten dokumentiert. Noch kein Heer hat sich ungestraft gegen dieses Gesetz versündigt, zum mindesten hat es nicht lange in dieser Sünde verharrt. Das französische Revolutionsheer, das mit aller Tradition früherer Zeiten gebrochen zu haben vermeinte, ist unter der überzeugenden Kraft des wirklichen Krieges auf Manches zurückgekommen, das gerade den königlichen Heeren einst zur Zierde gereicht hatte. Im Milizheer der Vereinigten Staaten glaubte man zu Anfang des großen Bürgerkrieges alles entbehren zu können, was mit den militärischen Gebräuchen des veralteten Europa auch nur entfernt:

Zusammenhang hatte. Wer die innere Geschichte jenes Krieges nach anderen Quellen studiert, als nach der auf den Erfolg appretierten offiziellen Geschichtschreibung, weiß, daß dies auf Verlauf und Dauer der Ereignisse von unheilvollem Einfluß war. Er weiß aber auch, daß es gerade die Aeußerlichkeiten europäischer Heere waren, die beim Kriegsgefahren der Yankee am meisten verfingen, und die deshalb von gewissenlosen Abenteuern zum Schaden des Ganzen so weidlich ausgenutzt werden konnten, wie es eben nur im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten möglich war.

Für eine Milizarmee sind Stetigkeit und gesunder Konservativismus noch in erhöhterem Maße Bedürfnis als für eine stehende Armee oder ein Kadresheer. Dies umso mehr, je weniger eigene Kriegserfahrung oder Kriegsübung der Führer die Wege weisen. Ist man aber auf die Kriegserfahrung anderer angewiesen, so wird leicht der Schein für das Wesen genommen. Moderne, sensationslüsterne Berichterstattung tut dabei ihr Möglichstes Dichtung und Wahrheit zu mischen. Was ist nicht anläßlich des Burenkrieges alles berichtet worden, und wie geschäftig war man nicht dabei auf Grund rechtdürftig beglaubigter Wahrnehmungen eine ganz neue Taktik aufzubauen, die nun das Heil des Sieges bergen sollte. Und was ist schließlich von alledem übrig geblieben? Wenn es hoch kommt eine fatale Begriffsverwirrung, die noch ab und zu in manchen Köpfen spuckt. Nur an richtig betriebenen kriegsgeschichtlichen Studien gereiftes Urteil und scharfes Nachdenken schützen hier vor krassen Mißgriffen. Beide sind ohne eine gewisse Erfahrung nicht zu haben; denn man muß die eigenen Verhältnisse mit denen der anderen in richtigen Vergleich, in richtige Beziehung bringen können. Darum sind zur Eiziehung und Ausbildung gerade der Milizheere nur die Besten gut genug.

Erfahrung aber erwirbt man sich nur durch längere Dienstleistung in den verschiedenen Gradstufen und diese ist bei uns keineswegs stark bemessen. Braucht sie ja bei demjenigen Grade, der den größten Einfluß auf Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zusichert, dem des Einheitskommandanten, nur vier Jahre zu dauern. Ueberhaupt ist ein Verbleib von durchschnittlich vier Jahren in jedem Grade, so wie er durch unsere Beförderungsvorschriften festgesetzt ist, kein Zeitaufwand, der noch zu Verjüngungszwecken der Beschneidung bedürfte. Und wenn auch in diesem oder jenem anderen Heere kürzere Verbleibszeiten für einzelne Grade angesetzt sein sollten, so darf dies kein Grund zur Nachahmung sein. Tägliche und fast ausschließliche Beschäftigung mit ein und derselben Sache gibt denn doch eine andere Vertrautheit und ein innigeres Verleben mit derselben, als wenn diese Beschäftigung monatelang durch Betätigungen unterbrochen wird, die eine ganz andere Denkungs- und Fühlungsart bedingen. Die feurige Jugend, die ja nicht nur mit dem Wort, sondern oft auch mit ihren Folgerungen schnell fertig ist, darf sich bei unserem System und seiner Handhabung gewiß nicht über Verkümmерung beklagen. Jene Anschauung hat sicherlich ebenso viele gute Gründe für sich, die den Satz aufstellen: im Milizheere könne man nicht lange genug in ein und demselben Grade verweilen. Sie gewährleistet zum mindesten das, was

man die Kontinuität zwischen Führer und Truppe nennt und vermag das zu geben, was besonders im Milizheere so schwer zu erschaffen ist: das unerschütterliche, gegenseitige Vertrauen.

Alle Verjüngungsprobleme erfordern beim Milizheere auch deswegen eine andere Behandlung und Gestaltung, weil diesem in der Regel die Leib und Seele zusammenhaltende Tradition abgeht, die stehenden Heeren eigen ist. Kein Heerwesen kann bestehen, ohne nicht vor dem Hergebrachten, Gesetz und Reglement, eine gewisse heilige Scheu zu haben. Dieselben müssen ein „Rühr mich nicht an“ sein, an dem nur gerüttelt wird, wenn es unbedingt notwendig ist. Sonst gerät immer alles in nervös hastende Bewegung, eine Verordnung jagt die andere und vor lauter Reglementsänderungen, Erprobung neuer Vorschläge und authentischen und nichtauthentischen Interpretationen sinkt die Achtung vor dem Reglemente überhaupt. Die Folgen sind die schon oft gerügte Dienstunsicherheit und Gleichgültigkeit, denn zu was soll man sich mit etwas gründlich vertraut machen, wenn dasselbe doch schon im nächsten oder übernächsten Jahre mitleidsvoll als veraltet betrachtet wird.

Mangel an gesunder Tradition gebiert uns auch jene zahllosen Erfinder und Erfinderlein, die da meinen mit dem Aushecken einer neuen Befehlswendung, der anderen Schnallungsart irgend eines Riemens oder einer bedeutungslosen Kleinlichkeit irgend welcher Gattung eine vaterlandsrettende Tat verübt zu haben. Aber der gleiche Mangel führt auch noch zu anderen Dingen, die keineswegs so harmlos sind. Er hat im Gefolge, daß ein Personenwechsel meist zu einem Systemwechsel wird, obgleich ein solcher gar nicht von Nöten ist. Er ist Schuld, daß wir bei Führung und Verwendung so leichter Hand mit dem bestehenden Befehlsverbänden umspringen und uns nichtscheuen sie ohne Not zu zerreißen. Er führt zur einseitigen und übertriebenen Bewertung aller technischen Mittel und Errungenschaften und dem Glauben, schon ihre Anwesenheit an sich sei eine Erfolgsbürgschaft. Er verleitet nicht zuletzt zu einer Verkennung auch der guten nationalen Eigenschaften und zu wahllosem und kritiklosem Akzept fremdländischer Anschauungen und Gepflogenheiten, die zu den heimischen Verhältnissen nicht stimmen und mit dem Wesen der Sache nichts zu tun haben.

— t.

Russische Rüstungen.

Seit dem Frieden von Portsmouth am 5. September 1905 hat naturgemäß eine ausgiebiger Reformtätigkeit bei den russischen Land- und See-Streitkräften eingesetzt. Der „Durst nach Reformen“ machte sich überall geltend. Obgleich aber fast zehn Jahre seit jenem wichtigen Ereignis hingegeben sind, ist noch recht viel zu tun übrig geblieben. Bei den unmittelbaren Vorbereitungen zum Kriege hat der französische Bundesgenosse eine ziemliche Rolle gespielt. Der Grund ist leicht erklärlich: hat doch Frankreich dem Zarenstaat zu wiederholten Malen seine gefüllte Börse zur Verfügung gestellt! Auch in den Verhältnissen an der russischen Westgrenze haben Änderungen stattgefunden. Es ist eigentlich sehr zu verwundern, daß erst der französische Generalstabschef im Sommer 1907 die russi-

schen führenden Militärkreise auf eine Hauptänderung aufmerksam machen mußte. In dem Kriege mit Japan hatte Russland von 127 Kriegsschiffen mit 532,006 Tonnengehalt 108 Fahrzeuge mit 463,812 Tonnengehalt verloren. Unter Berücksichtigung der eigenartigen Verhältnisse im Schwarzen Meere war also die russische Seemacht vernichtet, ihre Wiederherstellung erforderte eine lange und kostbare Zeit. Damit waren die russischen Ostseeküsten einem deutschen Seeangriff ausgesetzt, Petersburg selbst, die Residenz des Zarenreiches, bedroht, zumal das einzige Bollwerk, Kronstadt, mit seinen Befestigungen in die neue Zeit nicht mehr hineinpaßte. Dem damaligen Kommandierenden des St. Petersburger Militärbezirks, dem Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, war es nicht schwer, seinen kaiserlichen Neffen von der Notwendigkeit von rechtzeitigen Abwehrmitteln zu überzeugen. Die Bevölkerung des Glacis der Hauptstadt, die Finnen, waren von geradezu feindlichen Gesinnungen gegen ihre großrussischen Machthaber erfüllt, von denen sie jahrelang auf eine den Gesetzen des Rechts und der klugen Politik verletzende Art behandelt worden waren. Es entsprach also durchaus den Verhältnissen, einmal die Residenzstadt ausreichend fortifikatorisch zu decken, dann das Vorland mit starken Besatzungen zu versehen. Obgleich die entsprechenden Arbeiten schon 1907 begonnen haben, sind dieselben so langsam vorgeschritten, daß erst ein kaiserlicher Ukas vom 13. Mai 1913 die Arbeiter in Finnland als „Seebefestigung Kaiser Peters des Großen“ offiziell einführen konnte. Im weiteren war es einleuchtend, daß das bis jetzt gleichsam für ein Noli me tangere gehaltene polnische Festungsdreieck Novo-Georgiewsk-Warschau-Iwangorod via Finnland St. Petersburg einem Flankenstoß ausgesetzt war. Die Verhältnisse „im fernen Osten“ mit dem bisherigen Gegner waren zudem keineswegs geklärt, ein neuer Waffengang durchaus nicht ausgeschlossen. Auch lagen Verwicklungen sowohl mit der Türkei als auch mit Persien durchaus im Bereich der Möglichkeit. Innerpolitische Verhältnisse, das Aufflackern der revolutionären Strömung, mochten es geraten erscheinen lassen, dem Gebiete zwischen Moskau und Ural militärisch größere Beachtung zu schenken und das dortige dünne Garnisonnetz zu verdichten. Diese Erwägungen führten das russische Kriegsministerium dazu, von dem bisherigen Dogma, die ganze Friedensdislokation der Armee lediglich auf einen Krieg an der Westgrenze zuzuschneiden, abzuweichen. So wurde die Hauptverteidigung in einem Krieg mit dem Westen hinter die Niemen-Bug-Linie und weiter nach Podolien zurückverlegt. Damit rückt ein bisher wenig beachteter Teil der russischen Landesbefestigung in den Vordergrund der militärischen Betrachtungen. Ueber ihn seien einige Details gegeben.

Hinter der Mitte der etwa 150 km Länge betragenden Weichselfront Warschau-Iwangorod liegt zirka 150 km östlich von Iwangorod die Festung Brest-Litowsk (polnisch Brzesz-Litewski) mit 48,000 Einwohnern, die Hälfte Juden, am Einflusse des Muchawiec in den Bug auf der von den in mehrere Arme sich teilenden Flüssen gebildeten Insel. Die gleichnamige Stadt, welche am rechten Bug- und Muchawiec-Ufer, zirka 2 km östlich von der Festung liegt, ist 1833 ganz neu erbaut worden. Ein großer Teil derselben wurde im Mai 1901 durch Feuer zer-